

Taubsein anders denken

VON ANNA-KRISTINA MOHOS

Fangen wir gleich damit an! Wir denken Taubsein einmal anders! Aber wie? Führt uns nicht jeder Versuch eines anderen Denkens erneut zur Aufforderung: „Denk anders!“? Wie kann es gelingen, diesen Versuch ernsthaft zu unternehmen? Indem wir uns langsam nähern, uns auf einen *Gedankengang* einlassen. In der *Hinführung* zu Beginn dieses Weges sollten wir zunächst die Grundlagen unseres bisherigen Denkens erkennen und unsere Annahmen zum Phänomen des Taubseins aufdecken. Ist uns die Basis unserer Denkstrukturen präsent, so können wir *weiterführend* die Voraussetzungen, die uns ein anderes Denken ermöglichen, definieren. Am Ende unseres *Gedankengangs* werden wir nahe an das *Ziel* geführt. Ob wir Taubsein dann wirklich anders denken können, die Ziellinie überschreiten – so weit will dieser Aufsatz gar nicht führen. Denn im Weg unseres Denkens liegt das höchste Erkenntnispotenzial. Sich auf den Weg zu machen – das zählt. Und so beginnen wir mit dem ersten Schritt.

Hinführung: Grundlagen und Annahmen

Wissenschaftliche Modelle zur Darstellung der Spezifik der Gemeinschaft tauber Menschen gründen ihre Konzepte zumeist in der Annahme einer konstanten kollektiven Identität – der Gehörlosenidentität. Diese Identität wird als stabiles Produkt am Ende eines Subjektivierungsprozesses vor-angenommen. Uhlig (2012, 333 f.) beschreibt die Identitätsentwicklung tauber Menschen als Prozess der Sozialisation und Ergebnis

der Auseinandersetzung mit der hörenden Umgebung. Auch wenn ein Bewusstsein für die Vielfältigkeit der Verwirklichung tauber Identitäten existiert und eine Diversität innerhalb der Gehörlosengemeinschaft

ber Identitäten und Gemeinschaften wird demnach nur in einem binären Verhältnis gedacht – dem Verhältnis taub-hörend. Doch längst geht es nicht mehr nur um dieses Verhältnis. Vielmehr bleiben Theorien und Kon-

„Gehe ich von der Voraussetzung des Nicht-Hörens als identitätsstiftendes Moment aus, so finde ich im Hören-Können sein Gegenüber. Die Beschreibung tauber Identitäten und Gemeinschaften wird demnach nur in einem binären Verhältnis gedacht – dem Verhältnis taub-hörend. Doch längst geht es nicht mehr nur um dieses Verhältnis. Vielmehr bleiben Theorien und Konzepte durch die konstruierte Differenz des Hörend-/Taubseins in dichotomen Denkweisen gefangen, die die Aufrechterhaltung und Reproduktion dieser Kategorien und Zugehörigkeiten sicherstellt.“

anerkannt wird, so werden als Identitätsschaffendes vor allem die Verwendung der gemeinsamen Sprache und/oder die anatomische Gegebenheit des Nicht-Hören-Könnens angenommen (vgl. Ladd & Lane 2014, 43 f.).

Bereits hier wird deutlich, dass sich diese Identität nur in einem entgegengesetzten Anderen konstituieren kann. Gehe ich von der Voraussetzung des Nicht-Hören-Könnens als identitätsstiftendes Moment aus, so finde ich im Hören-Können sein Gegenüber. Die Beschreibung tau-

zepte durch die konstruierte Differenz des Hörend-/Taubseins in dichotomen Denkweisen gefangen, die die Aufrechterhaltung und Reproduktion dieser Kategorien und Zugehörigkeiten sicherstellt.¹ Damit tragen diese m. E. eher zu einer Verstärkung der Unterschiede als zu einer Auflösung dergleichen bei. Dietz (2015, 74) stellt hierzu fest, dass die Annäherung tauber und hörender Menschen mit der Zielstellung einer inklusiven Gesellschaft nicht gelingen kann, wenn die dichotome Annahme

¹ Diese Feststellung ist keine neue! Bereits 2012 stellte Vollhaber die dichotomen Denkweisen im akademischen Kontext der Deaf Studies heraus und fragt sich: „[...] ob Deaf Studies in einer Weise zu denken sind, der Dichotomie von hörend und gehörlos zu entkommen, die ihre Macht in der Unüberwindbarkeit des Zwei-Kulturen-/Welten-Modells postuliert“ (545 f.).

einer „Gehörlosenwelt“ einerseits und einer „Hörendenwelt“ andererseits aufrechterhalten wird. Dies ist auch insoweit problematisch, als diese Konzepte verwendet werden, um bspw. politische Ziele zur Gleichstellung tauber Menschen in der Gesellschaft zu erreichen. Im Sinne der aktuellen Debatte um Inklusion kann es jedoch nicht darum gehen, Unterschiede zu betonen, sondern darum, Diversität anzuerkennen. Dieses Ansinnen sollten wir auf unserem weiteren Weg im Blick behalten. Und kritisch hinterfragen, ob die Perspektiven auf Taubsein, die uns in den Konzepten der Deaf Studies begegnen, dieser Forderung tatsächlich Rechnung tragen.

Innerhalb der Theorien der Deaf Studies wird ein defizitorientierter Blick auf gehörlose Menschen grundsätzlich kritisiert. Konzepte leiten sich aus der Grundannahme ab, dass gehörlose Menschen nicht durch ihr Nicht-Hören-Können definiert werden, sondern durch ihre spezifische Sprache, Kultur und Lebensweise (vgl. Bauman & Murray 2014, 18). Taube Menschen selbst identifizieren sich aufgrund ihrer gemeinsamen kulturellen Erfahrungen als taub und nicht aufgrund eines medizinischen

Hörstatus (vgl. Uhlig 2012, 244 ff.). Dieser Wandel der Perspektive auf gehörlose Menschen ist innerhalb der Mehrheitsgesellschaft der hörenden Menschen jedoch längst nicht vollzogen. Vorherrschend ist weiterhin ein medizinisch geprägter und zumeist defizitorientierter Blick, der sich auf

tive Sichtweise auf gehörlose Menschen zu. Dies und die überwiegend positive Konnotation des Hören-Könnens² führt dazu, dass das Nicht-Hören-Können per se als negativ empfunden wird. Auch wenn es eine gesellschaftliche Reflexion über Gehörlosigkeit/Taubheit – angestoßen

„Auch wenn es eine gesellschaftliche Reflexion über Gehörlosigkeit/Taubheit – angestoßen durch eine vermehrte mediale Präsenz dieser Themen und die vermehrte Sichtbarkeit der Gebärdensprache im öffentlichen Raum – gibt, überwiegt eine audistische Blickweise auf gehörlose Menschen. Ausgangspunkt des Sprechens über gehörlose Menschen bildet das Defizit des Nicht-Hören-Könnens, sowohl im Denken als auch in den Wörtern ‚gehörlos‘ und ‚taub‘ selbst. Auch dies behindert uns, anders zu denken.“

DZ 105 17

35

das defekte Ohr konzentriert und seine Beruhigung nur in der Reparatur desgleichen findet. Die ausschließliche Fixierung auf den Körper und seinen Defekt lässt kaum eine alterna-

durch eine vermehrte mediale Präsenz dieser Themen und die vermehrte Sichtbarkeit der Gebärdensprache im öffentlichen Raum – gibt, überwiegt eine audistische Blickweise auf gehörlose Menschen. Ausgangspunkt des Sprechens über gehörlose Menschen bildet das Defizit des Nicht-Hören-Könnens, sowohl im Denken als auch in den Wörtern „gehörlos“ und „taub“³ selbst. Auch dies behindert uns, anders zu denken.

Doch kehren wir zurück auf den Weg, auf unseren *Gedankengang*. Zu Beginn begegnete uns die Behauptung, dass aktuelle Konzepte der Deaf Studies in dichotomen Denkmustern gefangen bleiben und dieser Behauptung sollten wir nun *nachgehen*.

² Das Hören-Können hat in unserem Kulturkreis eine hohe Bedeutung (vgl. Uhlig 2012, 84). Denn die auditive Verarbeitung von Informationen und Wissen und die Orientierung in der Welt mit allen Sinnen wird als äußerst wichtig erachtet.

³ Ich behaupte, dass der Begriff „taub“ gesellschaftlich negativ konnotiert ist. Auch wenn er seine ihm innewohnende Vorverurteilung verschleiert und nicht so offenkundig präsentiert wie „gehörlos“, so findet sich im deutschen Sprachgebrauch keine positive Konnotation von „taub“. Ich möchte betonen, dass ich mich innerhalb dieser Argumentation noch immer ausschließlich auf die hörende Mehrheitsgesellschaft beziehe. Redewendungen wie: „Bist du taub?“ drücken bspw. das Unverständnis fehlender Aufmerksamkeit oder ignoriertes Bedürfnisse in einem Stadium höchster Erregung (Wut, Ärger oder Zorn) aus. Die sich verbreitende Verwendung des Begriffes „taub“ leitet sich für viele Unwissende vom Wort „taubstumm“ und der Erkenntnis ab, dass gehörlose Menschen sehr wohl sprechen können, ergo nur taub, nicht jedoch stumm sind. „Taub“ findet seinen Ausgang demnach nicht in einer unbelasteten Konvention, sondern im diskriminierenden Ausdruck „taubstumm“. Zuletzt drückt „taub“ doch noch immer eher den Status des Nicht-Hören-Könnens aus, als den, eine kulturelle und sprachliche Minderheit abzubilden.

Im Konzept der *Deaf Ethnicity* definieren Ladd und Lane (2014) die Gehörlosengemeinschaft als ethnische Gruppe, denn „[...] Sprache, Bindung an seinesgleichen, Kultur, soziale Institutionen und die Aufrechterhaltung der Grenzen nach außen“ (42) sind Kriterien, die eine taube Gruppenidentität schaffen.

Die erwähnte Aufrechterhaltung der Grenzen setzt zunächst jedoch eine Grenzbildung voraus. Diese wird durch die Selektion einzelner Merkmale⁴ und die Betonung der Differenz zu anderen Gruppen durch aktives Handeln gebildet (vgl. Antweiler 2015, 250). Antweiler schreibt hierzu: „Mit der Grenzbildung *machen* Kollektive Mitglieder zugehörig und schließen andere aus (Inklusion und Exklusion)“ (ebd.; Herv. im Orig.). Dies macht deutlich, dass Gruppen per se nicht gegeben sind, sondern vielmehr das aktive Tun der Grenzziehung kollektive Identitäten erzeugt. Die Ein- und Abgrenzung der Gemeinschaft tauber Menschen wird nach dem *Deaf-Ethnicity*-Konzept zwischen der Minderheit tauber und der Mehrheitsgesellschaft hörender Menschen vorgenommen (vgl. Ladd & Lane 2014, 42 f.). Folglich liegt diesem Konzept eine dichotome Sichtweise von Taub-/Hörendsein zugrunde.

Machen wir eine kurze Rast auf unserem *Gedankengang* und sinnieren: Wäre dieses dichotome Denken denn zu *umgehen*? Aber ja, alles ist denkbar! Warum fragen wir uns nicht, welche Grenzziehungen wir innerhalb einer Gehörlosengemeinschaft feststellen können und schlussfolgern hieraus Merkmale, mit denen wir uns der Beschreibung tauber Identitäten nähern könnten? Es braucht nicht zwingend ein hörendes Gegenüber, um Definitionen

„Dies macht deutlich, dass Gruppen per se nicht gegeben sind, sondern vielmehr das aktive Tun der Grenzziehung kollektive Identitäten erzeugt. Die Ein- und Abgrenzung der Gemeinschaft tauber Menschen wird nach dem *Deaf-Ethnicity*-Konzept zwischen der Minderheit tauber und der Mehrheitsgesellschaft hörender Menschen vorgenommen (vgl. Ladd & Lane 2014, 42 f.). Folglich liegt diesem Konzept eine dichotome Sichtweise von Taub-/Hörendsein zugrunde.“

zu finden! Warum nicht einmal eine Grenzziehung zwischen zwei ethnischen Minderheiten in Deutschland versuchen, bspw. die der tauben Dänen und die der tauben Deutschen?

Wenn wir fortschreiten und weitere Konzepte nach ihren Annahmen befragen, so begegnet uns das Konzept des *Deafhood* (Ladd & Lane 2014). Auch hier lässt sich die Voraussetzung der Dichotomie von hörend-taub herausarbeiten. Ladds Konzept zielt darauf ab, „[...] traditionelles Wissen, Weisheiten und Erfahrungen zu respektieren und gleichzeitig die Tatsache anzuerkennen, dass Gehörlosenkulturen [...] durch Audismus und Kolonialismus negativ beeinflusst und [...] aktiv geformt worden sind“ (2014, 48).

Die Grundannahme des *Deafhood*-Konzeptes, dass Audismus die Gehörlosenkultur beeinflusst und geformt hat, lässt uns dieses Konzept nicht ohne das Faktum eines hörenden Unterdrückers denken. Die Gehörlosenkultur erscheint demnach

ausschließlich in der dialogischen Beziehung zur hörenden Mehrheitsgesellschaft. Unterdrückungsmechanismen sollen identifiziert und aufgedeckt werden und Unausgesprochenes sichtbar machen. Damit können neue Wege und Zukunftsvisionen für individuelle und kollektive Identitäten des Taubseins entwickelt werden (vgl. Ladd & Lane 2014, 46 f.). Ich halte noch einmal inne, denn in diesem Zusammenhang kommt mir Stuart Hall in den Sinn, der Identitäten als in einer ständigen Transformation befindlich und als von ihrem prozesshaften Charakter geprägt beschreibt (vgl. 1999, 91). Identität als etwas, „[...] das sich mit der Zeit ereignet, das niemals völlig stabil ist, das dem Spiel der Geschichte und dem Spiel der Differenz unterliegt“ (ebd.) zu begreifen, kann zudem einen Doppelaspekt in den Identitätsbeschreibungen tauber Menschen evozieren. Aus einer sprachwissenschaftlichen Perspektive könnten Identitäten sowohl diachron als auch

⁴ Solche Merkmale sind z. B. kulturelle Praktiken – hier bezogen auf die Gemeinschaft tauber Menschen –, wie das Stampfen auf den Boden zur Gewinnung der Aufmerksamkeit des Gesprächspartners oder das gegenseitige Berühren, um Blickkontakt herzustellen. Auch das Heiraten untereinander kann als ein solches Merkmal beschrieben werden.

synchron beschrieben werden. Wenn wir uns Kultur als Text, als Sprache, vorstellten, so könnten wir Identitäten als (sprachliches) Zeichen interpretieren. De Saussure stellte fest, dass die Sprache durch die große Anzahl der Zeichen sowie durch die hohe Komplexität des Systems unveränderlich sei (vgl. 205). Zugleich ist ein Zeichen jedoch veränderlich. De Saussure erfasste an dieser Stelle die „Kategorien Synchronie und Diachronie [...]“, die „das System als Struktur zu einem gegebenen Zeitpunkt und das System im Laufe seines historischen Wandels“ (ebd.) unterscheiden. Ich stelle mir die Kombination dieser Perspektiven wie folgt vor: Anhand eines konkreten Fallbeispiels, z. B. gehörloser, männlicher Jugendlicher, würden zum einen Beobachtungen aus verschiedenen historischen Kontexten, wie z. B. dem deutschen Kaiserreich, des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit gesammelt werden (diachrone Perspektive). Zum anderen könnten im ‚Heute‘ mehrere Interviews mit verschiedenen Personen der gleichen Gruppe (gehörlose, männliche Jugendliche) geführt werden (synchrone Perspektive). Die Aufarbeitung der historischen Diskurse des Taubseins in Kombination mit den vielfältigen Perspektiven auf Identitäten im ‚Heute‘ kann Räume für neue Begrifflichkeiten und Identitätskonstrukte eröffnen.

Auf die Gewinnung ebensolcher Perspektiven zielt die Konzeptidee des *Deaf-gain* (Bauman & Murray 2014) weniger ab. Im Zeitalter genetischer Modifikationsmöglichkeiten setzen sich die Autoren vielmehr mit der Frage nach den dringlichen Gründen eines Fortbestands tauber Menschen, ihrer Gemeinschaft und ihrer Sprache auseinander (vgl. 19 ff.). Sie kommen zu dem Schluss, dass die

„taub“ in ein unlösbares Verhältnis zueinander. Der Wert eines tauben Individuums kann nunmehr nur noch im Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft ermittelt werden. Überspitzt formuliert hieße das, dass das Fehlen einer hörenden Mehrheit zum Auslöschen des menschlichen Werts gehörloser Menschen führen würde.

Auf unserem *Gedankengang* liegt offensichtlich ein Stolperstein.

„Die dichotome Sichtweise wird in diesem Konzept [des *Deaf-gain*] nicht nur reproduziert, sondern bringt die gebildeten Kategorien ‚hörend‘ und ‚taub‘ in ein unlösbares Verhältnis zueinander. Der Wert eines tauben Individuums kann nunmehr nur noch im Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft ermittelt werden. Überspitzt formuliert hieße das, dass das Fehlen einer hörenden Mehrheit zum Auslöschen des menschlichen Werts gehörloser Menschen führen würde.“

DZ 105 17

37

hörende Mehrheitsgesellschaft einen „Nutzen“⁵ – aus dem sich ein gewisser „Wert“⁶ konstituiert – aus der Existenz gehörloser Menschen und der Gebärdensprache ziehen könne (vgl. 28 ff.). Die dichotome Sichtweise wird in diesem Konzept nicht nur reproduziert, sondern bringt die gebildeten Kategorien „hörend“ und

Er ist die Erkenntnis, dass wir über das Taub- und Hörendsein in einer Art denken und sprechen, die deren Abhängigkeit voneinander zugleich konstituiert und reproduziert. Doch kann die Auflösung dieses dichotomen Denkmusters überhaupt gelingen? Ich behaupte ja.

Die Voraussetzung hierfür wäre, dass zunächst jegliches Sprechen⁷ und Denken über Identitäten des Taubseins neu formatiert werden. Es ist mehr als deutlich geworden, dass die Verwendung der Sprache, hier der Ausdrücke „taub“ und „hörend“, als Grundlage dieser Konzepte unbewusst ein bestimmtes Denken über Gehörlosigkeit reproduziert und eine

⁵ Ein solcher „Nutzen“ läge z. B. in der verbesserten visuell-räumlichen Kognition, die durch das Erlernen der Gebärdensprache erreicht werde und in Bildung und Erziehung Anwendung finden könnte (vgl. Bauman & Murray 2014, 28).

⁶ Dietz (2015, 76) weist hier zurecht darauf hin, dass diese Überlegungen an ein faschistisches Gesellschaftsmodell erinnern, in dem der Wert eines Menschen gemessen wurde. Im Verständnis einer inklusiven Gesellschaft sollte der Wert eines jeden Einzelnen nicht in Frage gestellt werden.

⁷ Ich weise darauf hin, dass ich mit dem Sprechen sowohl das gebärdensprachliche als auch das lautsprachliche Sich-Ausdrücken in einer bestimmten Weise bezeichne.

Dichotomie mitkonstituiert, u. a. weil die Worte „gehörlos“ und „taub“, wie eingangs ausgeführt, gesellschaftlich negativ konnotiert sind.

Damit verschließt sich jeder Denkraum für eine Vermischung und Neudefinition sowohl dieser Identitä-

penidentitäten des Hörend-/Taubseins vor-angenommen und als stabiles Konstrukt vorausgesetzt und dargestellt werden. Mit Butlers (1991; 2002) Konzept der Geschlechterperformanz kann aufgezeigt werden, in welcher Form über diese Identitäten

tituiert verstehen lassen. Im Ergebnis kann uns diese Perspektive neue Formen der Konstitution eröffnen – andere Formen des Denkens, Sprechens und Handelns können entstehen.

Könnte dies auch der Weg sein, die Vorannahme von Identitäten in Frage zu stellen und andere Sichtweisen darauf zu gewinnen?

„Es ist mehr als deutlich geworden, dass die Verwendung der Sprache, hier der Ausdrücke ‚taub‘ und ‚hörend‘, als Grundlage dieser Konzepte unbewusst ein bestimmtes Denken über Gehörlosigkeit reproduziert und eine Dichotomie mitkonstituiert, u. a. weil die Worte ‚gehörlos‘ und ‚taub‘, wie eingangs ausgeführt, gesellschaftlich negativ konnotiert sind.“

Weiterführung: Voraussetzungen und Aufgaben

Wir gehen unseren *Gedankengang* weiter. Um den formulierten Aufgaben gerecht zu werden, ist zweierlei nötig: Zum einen muss zunächst eine Sprache gefunden werden, die es erlaubt, aus einer anderen Perspektive heraus zu sprechen. Zum anderen müssen die aus Butlers Konzept entstehenden Möglichkeiten beleuchtet werden, die aufzeigen können, dass Identitäten und Zugehörigkeiten tauber und hörender Menschen anders gedacht werden können.

Wenn ich ein Adäquat zur neutralen Bezeichnung der Kategorie „Geschlecht“ suche – mit der ich Mann, Frau und alle Zwischenräume benennen kann –, so begegnet mir die Kategorie „Hörstatus“ (vgl. Uhlig 2012, 36), die Gehörlos- und Hörendsein, ebenso wie alle Zwischenräume abbildet. Der Ausdruck „Hörstatus“ ist jedoch keineswegs neutral wie die Kategorie „Geschlecht“, denn er findet seinen Ausgang allein im Hören und lenkt das Denken auf die

ten als auch dieser Kategorien. Wenn die Sprache selbst also die Aufrechterhaltung dieses Denkens mitkonstituiert, so muss sie radikal entgrenzt werden. Es ist einen Versuch wert, die sprachlichen Kategorien des Taub-/Hörendseins aufzulösen und neu zu konstruieren und alternative sprachliche Kategorien außerhalb des vorgegebenen Rahmens von Gehörlosigkeit zu eröffnen. Angenommen, es findet sich eine Sprache, die den Fokus weg vom Ohr als Ausgangspunkt der Kategorienzuschreibungen „taub“ und „hörend“ lenkt?⁸

Taub-/Hörendsein *anders* zu denken beginnt vor allem mit einem *anderen* Sprechen darüber.

Eine weitere Option zur Auflösung dieser Denkstrukturen könnte darin liegen, den Prozess der aktiven Herstellung von Zugehörigkeiten in den Fokus zu nehmen. Denn im Kontext der Konzepte ist es als problematisch zu beurteilen, dass Grup-

anders nachgedacht werden kann. Butler versteht unter „Geschlechteridentität“ „[...] eine performative Leistung, die durch gesellschaftliche Sanktionen und Tabus erzwungen wird“ (2002, 302). In Anlehnung an dieses Verständnis sollten wir die Identitäten tauber Menschen als einen Akt, eben als performative Leistung und nicht als ein substantielles Modell verstehen. Es ist von Interesse, nach den kontinuierlichen Akten zu fragen, die Identitäten und damit Zugehörigkeiten erst erschaffen. Zugleich können wir nachvollziehen, inwieweit sich Konzepte tauber Identitäten und Gemeinschaften als kons-

⁸ Es gibt immer wieder Bemühungen, dieses Denken durch sprachliche Veränderungen und Neuschöpfungen zu entgrenzen. Diese Versuche scheitern m. E. aber daran, dass die Grundlage weiterhin stets das binäre Verhältnis von „hörend“ und „gehörlos“ bildet. Der Ausdruck „taublos“ (vgl. Grote et al. 2016) ist das aktuellste Beispiel hierfür. Er bezeichnet „Menschen, die nichts über die Gebärdensprache und -kultur wissen [...]“ (104, Fußnote 1). Das Wort kann sein sprachliches Funktionieren jedoch einzig durch die Existenz des Begriffes „taub“ behaupten. Es begegnet uns erneut ein dichotomes Verständnis von Hörend- und Taubsein.

Attribute des Hören-Könnens und des Nicht-Hören-Könnens. Schon im Sprechen darüber wird demnach defizitorientiert gehandelt. Ebenso verhält es sich mit den Bezeichnungen „gehörlos“/„taub“ und „hörend“. Auch wenn „taub“ von tauben Menschen selbst meist als „kulturell gehörlos“ und nicht als „medizinisch gehörlos“ definiert wird, so ist es nur denkbar, wenn es seinen Gegensatz gibt – das Hörendsein. Hörend zu sein, ist, wie bereits erwähnt, ausschließlich positiv konnotiert, womit taub automatisch seine Negation wird. Diese Differenz ist nur aufzuheben, wenn nicht die (Dis-)Funktionalität des Ohres den Ausgangspunkt unseres (gebärdensprachlichen Ausdrucks von Taub- und Hörendsein bildet, sondern eine Gemeinsamkeit gefunden wird, innerhalb derer neutrale Unterscheidungen möglich sind. Wie kann dies jedoch verwirklicht werden? Etwas, das uns trennt und doch vereint? Uns allen gemein ist und uns dennoch voneinander unterscheidet? Ist es nicht die Sprache, die dies vermag? Sie verbindet uns als Menschen untereinander und trennt uns aufgrund ihrer unterschiedlichen Modalität zugleich voneinander. Hörende Menschen sprechen Deutsch, gehörlose Menschen gebärdensprache. Hörende Menschen nehmen Sprache vordergründig auditiv, taube Menschen visuell wahr.

Wenn ich behaupte, jeder Mensch hat ein Geschlecht, so kann ich ebenso behaupten, jeder Mensch hat eine *Wahrnehmung*⁹. Die Konzentration auf die Art der Wahrnehmung eines Menschen erlaubt mir, mich sowohl

neutral deren Kategorien (z.B. auditiv, visuell, sensuell) zu bedienen als auch Zwischenräume zu öffnen (z.B. auditiv-visuell). Ladd und Lane (2014) schreiben, dass ein älterer Ausdruck gehörlose Menschen als „*people of the eye*“ (42) bezeichnet und auch in Deutschland ist die Selbstbezeichnung tauber Menschen als „Augenmenschen“ nicht fremd. Wenn dem-

der als sozialem Geschlecht ist, verwende ich die Begriffe *sense* und *perception*. Hierbei verstehe ich *sense* als anatomische Fähigkeit(en) der Wahrnehmung¹⁰ und *perception* als die performierte Wahrnehmungszugehörigkeit. Anders ausgedrückt, können wir uns vorstellen, dass „taub“ im Sinne des *sense* zunächst ein Faktum ohne Bedeutung ist. „Taubsein“

„Anders ausgedrückt, können wir uns vorstellen, dass ‚taub‘ im Sinne des *sense* zunächst ein Faktum ohne Bedeutung ist. ‚Taubsein‘ indes impliziert bereits eine Zugehörigkeit in ihrer kulturellen Bedeutung, die durch wiederholtes Verkörpern und Interpretieren hergestellt und aufrechterhalten wird. Diese umweltbezogene Wahrnehmungszugehörigkeit bezeichne ich als *perception*. Mag es zunächst eine Herausforderung sein, sich gänzlich von den Begriffen ‚taub‘ und ‚hörend‘ zu lösen, so bin ich überzeugt, dass die Perspektive eines *sense/perception*-Konzepts ein hohes Erkenntnispotenzial birgt.“

nach die Konzentration auf die visuelle Wahrnehmung eine andere Form der Benennung von „taub“ sein kann, dann schlage ich Folgendes vor: Ähnlich wie der Begriff des Geschlechts existiert der Begriff der *Wahrnehmung*. Da die englische Sprache erlaubt, eine Unterscheidung innerhalb des Wahrnehmungsbegriffes zu treffen, die ähnlich der Beziehung von *sex* als anatomischem und *gen-*

indes impliziert bereits eine Zugehörigkeit in ihrer kulturellen Bedeutung, die durch wiederholtes Verkörpern und Interpretieren hergestellt und aufrechterhalten wird. Diese umweltbezogene Wahrnehmungszugehörigkeit bezeichne ich als *perception*. Mag es zunächst eine Herausforderung sein, sich gänzlich von den Begriffen „taub“ und „hörend“ zu lösen, so bin ich überzeugt, dass die Perspektive eines *sense/perception*-Konzepts ein hohes Erkenntnispotenzial birgt.

⁹ Hier lediglich in Bezug auf die Wahrnehmung als Grundlage zur Verarbeitung von Sprache.

¹⁰ Anatomische Fähigkeiten wie *sense of hearing*, *sense of sight* sowie Zwischenformen.

Butler (1991) greift bei der Beschreibung der Performanz von Travestie auf die kategoriale Unterscheidung von *sex* als dem anatomischen Geschlecht, *gender identity* als der geschlechtlich bestimmten Identität und der *gender performance* als Performanz der Geschlechtsidentität zurück (vgl. 202) und trifft damit innerhalb des Gender-Begriffes die Unterscheidung eines „Innen“ – der eigenen Zuordnung zu einem Geschlecht ohne äußere Zuschreibungen –, und eines „Außen“ als der Darstellung der Geschlechterzugehörigkeit.

Äquivalent hierzu könnte demnach der Begriff *perception* eine Differenzierung in *perception identity* und *perception performance* erfahren. Mit *perception identity* kann die Identität beschrieben werden, die durch meine Wahrnehmungszugehörigkeit¹¹ bestimmt wird. Werde ich als Mensch geboren, der Sprache ausschließlich auditiv wahrnimmt, so wird mein „Innen“ in hohem Maße hierdurch bestimmt werden. Im „Außen“ zeigt sich diese Identität durch die Performanz derselben, durch mein Handeln und Sein als „hörender“ Mensch – zu bezeichnen als *perception performance*. Adäquat zu einem anatomischen Geschlecht, das Butler als *sex* bezeichnet, lässt sich *sense* als die anatomische Möglichkeit der Wahrnehmung annehmen. Dies kann durchaus auch kritisch hinterfragt werden. West und Zimmermann (1987) dekonstruieren bspw. die Vorannahme einer biologischen Kategorie von Geschlecht (*sex*) und weisen darauf hin, dass die vermeintlich gegebenen anatomischen Bedingungen ebenfalls konstruierte Kategorien seien. Sie ließen sich vielmehr auf die Verständigung der Gesellschaft über eine Geburtsklas-

„Äquivalent hierzu könnte demnach der Begriff *perception* eine Differenzierung in *perception identity* und *perception performance* erfahren. Mit *perception identity* kann die Identität beschrieben werden, die durch meine Wahrnehmungszugehörigkeit bestimmt wird.

Werde ich als Mensch geboren, der Sprache ausschließlich auditiv wahrnimmt, so wird mein ‚Innen‘ in hohem Maße hierdurch bestimmt werden. Im ‚Außen‘ zeigt sich diese Identität durch die Performanz derselben, durch mein Handeln und Sein als ‚hörender‘ Mensch – zu bezeichnen als *perception performance*.“

sifikation zurückführen als auf die Natur selbst (vgl. 137). Hieraus ließe sich Gleiches auch für die Klassifizierung des *sense* ableiten. Der *sense* wäre demnach keine biologische Vorgabe, sondern Produkt kultureller Konvention.

Unser weiterer *Gedankengang* wird von dieser Kritik nicht berührt, solange die Ausführungen mit dem Bewusstsein gelesen werden, dass bereits der Begriff des *sex*/des *sense* kritisch hinterfragt werden muss.

Wenn die Wahrnehmungszugehörigkeit nicht länger als substantielle Identität, sondern als konstruiert – als performative Leistung – verstanden wird, dann schließt dies mit ein, dass die Akteure und das Publikum an genau diese Identität glauben und sie in diesem Glauben performiert und wiederholt (vgl. Butler 2002, 302) wird. Butler formuliert dies wie folgt: „Die Autoren der Geschlechterzuge-

hörigkeit werden von ihrer eigenen Fiktion überwältigt, wobei die Konstruktion selbst einen nötigt, an deren Notwendigkeit und Natürlichkeit zu glauben“ (ebd., 306). Hieraus lässt sich ableiten, dass es sich bei der Wahrnehmungszugehörigkeit nicht etwa um ein natürliches Faktum, vorgegeben durch einen *sense*, handelt, sondern um einen Prozess der Konstituierung durch Akte. Der Körper spielt hierbei eine tragende Rolle. Er ist nicht nur Materie, „[...] sondern ein fortgesetztes unaufhörliches *Materialisieren* von Möglichkeiten“ (Butler 2002, 304; Herv. im Orig.). Der Körper lässt sich entsprechend als materialisiertes, kulturelles Zeichen und als Produkt angenommener historischer Konventionen (vgl. ebd., 305) verstehen. Ein gehörlos geborener Körper wird erst dann zu einem tauben Körper, wenn er an die historische Idee dessen, was als taub gilt,

¹¹ Ich leite diesen umständlichen Ausdruck von Butlers Begriff der Geschlechterzugehörigkeit ab. Alternativen wie „Wahrnehmungstypus“ oder „Wahrnehmungsform“ fokussieren m. E. bereits auf *eine* ganz bestimmte Form und schließen damit die Wahlmöglichkeit von Zugehörigkeit aus.

angepasst wurde. Paradox ist, dass jedoch kein Ideal existiert, nach dem zu streben wäre. Es sind demnach eben diese performativen Akte von Wahrnehmungszugehörigkeit, die erst die Idee einer Zugehörigkeit erschaffen.

Der Zwang, diese Akte entsprechend zu performieren, entspringt aus den Tabus und Strafen, die wirksam werden, sobald klare Abgrenzungen durch die Akteure nicht getroffen werden (vgl. ebd., 305 f.). Das auf diese Art evozierte Handeln wird dabei als Selbstverständlichkeit vollzogen und schreibt sich so in den Körper ein (vgl. ebd., 306), dass ein Ursprung, eine Seinsweise meiner Identität nicht mehr nachzuvollziehen ist. Es ist anzunehmen, dass diese wiederholte Performanz (*perception performance*) auf meine Identität (*perception identity*) einwirkt und sich die Frage stellt, ob es überhaupt ein „Innen“ – ein „So-bin-ich“ – geben kann, das nicht bereits von seinem „Außen“ gefärbt ist. Wenn West und Zimmermann (1987) zudem das kategoriale Verständnis eines *sex*, im hier untersuchten Zusammenhang eines *sense*, dekonstruieren, dann wird mehr als deutlich, dass Identitäten nicht als stabile Konstrukte verstanden werden dürfen, sondern als konstituierte. Es ist dieser Umstand, der aufzeigt, dass es weniger um eine Identität geht als vielmehr um einen *Körper als Zeichen*, geschaffen in seiner Verkörperung durch wiederholte performative Leistungen.

Eben diese Iterabilität eröffnet Möglichkeiten! Möglichkeiten der Transformation. Derrida (2001) formuliert: Jedes Zeichen „kann zitiert [...] werden; von dort aus kann es mit jedem gegebenen Kontext brechen und [...] unendlich viele neue Kontexte erzeugen“ (32). Ein anderes

Verkörpern führt demnach zu einem Bruch innerhalb der vor-angenommenen Möglichkeiten. Neue Kontexte eröffnen sich und Akte können anders vollzogen werden. Anders gesagt: Bewegt sich meine Performanz nicht innerhalb der (angenommenen) Grenzen, so werden Vorannahmen in Frage gestellt und statische Bilder geraten ins Wanken. Am Beispiel der Travestie zeigte Butler

schaft als angenommene kulturelle Einheit, die sich bspw. durch die Verwendung der Deutschen Gebärdensprache auszeichnet, um eine Fiktion handelt. Die Wahrnehmungszugehörigkeit konstituiert Signifikanten, innerhalb derer diese eingegrenzt und damit unbeweglich bleiben. Doch wird dies der performativen Beweglichkeit und der Vielfalt an Möglichkeiten von Akten in keiner Form ge-

„Wenn gehörlose Menschen, die sich als kulturell taub verstehen, mit ihrer hörenden Umgebung Deutsch sprechen, dann offenbart sich in diesem Moment, dass es sich bei der Gehörlosengemeinschaft als angenommene kulturelle Einheit, die sich bspw. durch die Verwendung der Deutschen Gebärdensprache auszeichnet, um eine Fiktion handelt. Die Wahrnehmungszugehörigkeit konstituiert Signifikanten, innerhalb derer diese eingegrenzt und damit unbeweglich bleiben. Doch wird dies der performativen Beweglichkeit und der Vielfalt an Möglichkeiten von Akten in keiner Form gerecht. Es gibt weder ein *wahr* noch ein *falsch*, das hier gelten kann (vgl. Butler 2002, 316).“

(1991) auf, „[...] wie das Geschlecht und die Geschlechtsidentität entnaturalisiert werden, [...] und die kulturellen Mechanismen ihrer fabrizierten/erfundenen Einheit auf die Bühne bringt“ (203). Wenn gehörlose Menschen, die sich als kulturell taub verstehen, mit ihrer hörenden Umgebung Deutsch sprechen, dann offenbart sich in diesem Moment, dass es sich bei der Gehörlosengemein-

recht. Es gibt weder ein *wahr* noch ein *falsch*, das hier gelten kann (vgl. Butler 2002, 316).

Die gegenteilige Annahme als Grundlage von Konzepten wie *Deaf Ethnicity* oder *Deafhood* ist demnach in Frage zu stellen. Butler überführt starre Kategorienzuschreibungen als ein gesellschaftliches Instrument, das der Regulierung und Kontrolle von Geschlechterzugehörigkeiten

(vgl. 2002, 316) dient. Diese Feststellung können wir auf den vorliegenden Kontext der Wahrnehmungszugehörigkeit übertragen. Wird eine performative Leistung unzureichend erbracht, so führt dies zu regulierenden Strafen, während eine gute Performanz Sicherheit im eigenen Sein verspricht.

Zielführung: Schlussfolgerungen und Ausblicke

Wir stehen auf der Ziellinie.

Mit Butlers Konzept der Geschlechterperformanz ergibt sich zum einen die Möglichkeit der Reflexion individueller und vor allem kollektiver Identitäten. In der Annahme der Wiederholung von Akten als Voraussetzung von Zugehörigkeiten liegt zum anderen ein hohes Potenzial. Gehe ich von den unendlichen Varianten der Performanz aus, so wirft mich dies zur unendlichen Varianz der Sprache zurück. Barthes (1987) formulierte einst: Eine „[...] Galaxie von Signifikanten und nicht Struktur von Signifikaten [...]“ (10), nach der es für Texte keine einheitliche „[...] Erzählstruktur, keine Grammatik und keine Logik der Erzählung geben [...]“ (ebd.) kann. Wenn Kultur als Text gedacht wird, so ist es durch verfehlte Wiederholungen m. E. möglich, neue Verbindungen von Signifikanten und Signifikaten zu schaffen und damit die Denkweisen dessen, was alles Gehörlosenidentität sein kann, zu erweitern. Innerhalb der wissenschaftlichen Praxis wäre es demnach aufschlussreicher, danach zu fragen, wie sich die Wahrnehmungszugehörigkeit sowohl innerhalb der Mehrheitsgesellschaft als auch innerhalb der entsprechenden Gemeinschaft selbst konstituiert und erhält, als die alte

Frage nach den identitätsstiftenden Merkmalen von Gehörlosengemeinschaften wiederholt zu beantworten. Ich behaupte, dass wir mit dieser veränderten Fragestellung sehr viel mehr über die Gemeinschaft tauber Menschen erfahren könnten, als in den aktuellen Konzepten der Deaf Studies vorgestellt wird. Zielführend wäre bspw. ein diskursanalytischer Zugang, der den Einfluss des Spre-

reller Mechanismen gezogen werden, die den Kampf um Anerkennung und Gleichstellung unterstützen würden. Um dichotome Vorannahmen zu verwerfen, sollten die Forschungsansätze nicht länger im Moment der Unterscheidung und Grenzziehung verharren, sondern ihren Ausgang in den Gemeinsamkeiten finden.

Unseren *Gedankengang* möchte ich mit einem Denkanstoß von Sla-

„Innerhalb der wissenschaftlichen Praxis wäre es demnach aufschlussreicher, danach zu fragen, wie sich die Wahrnehmungszugehörigkeit sowohl innerhalb der Mehrheitsgesellschaft als auch innerhalb der entsprechenden Gemeinschaft selbst konstituiert und erhält, als die alte Frage nach den identitätsstiftenden Merkmalen von Gehörlosengemeinschaften wiederholt zu beantworten. Ich behaupte, dass wir mit dieser veränderten Fragestellung sehr viel mehr über die Gemeinschaft tauber Menschen erfahren könnten, als in den aktuellen Konzepten der Deaf Studies vorgestellt wird.“

chens über Taub- und Hörendsein – oder besser über visuelle und auditive Wahrnehmungszugehörigkeiten – zu unterschiedlichen Zeiten im gesellschaftlichen Wandel darstellen könnte. Hieraus lassen sich einerseits verschiedene Perspektiven auf die Identitäten tauber Gemeinschaften gewinnen und andererseits lässt sich beobachten, wie diese in ihrer speziellen historischen Umgebung konstituiert wurden. Im Ergebnis könnten Rückschlüsse zur Wirkkraft politischer, gesellschaftlicher und kultu-

roj Žižek schließen. Žižek (2011) zeigt auf, dass die Aufrechterhaltung kollektiver Identitäten stets auch eine politische Dimension impliziert. Denn es bleibt festzuhalten, dass „[...] es im emanzipatorischen Kampf nicht die Kulturen mit ihren jeweiligen Identitäten [sind], die sich verbünden, sondern es sind die Unterdrückten, die Ausgebeuteten und die Leidenden, die ‚Anteillosen‘ jeder Kultur, die sich hier zum gemeinsamen Kampf zusammentun“ (140). Die Grenzziehung zwischen den Welten

und vor allem deren Aufrechterhaltung lässt die politische Wirkkraft im Kampf um Anerkennung und Gleichstellung schwinden. Es ist nicht abwegig danach zu fragen, ob dies in unserem neoliberalen System nicht gar gewollt ist. Entgegensetzen können wir nur unser Denken: Wir sollten uns daran erinnern, dass es letztlich die Menschen sind, die sich verbünden, und nicht die Kulturen.

Literatur

- Antweiler, Christoph (2015): „Die soziale Konstruktion kultureller Grenzen und das Management von Vielfalt. Fredrik Barth: ‚Ethnic Groups and Boundaries‘“. In: Julia Reuter & Paul Mecheril (Hg.): *Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien*. Wiesbaden: Springer, 245–262.
- Barthes, Roland (1987): *S/Z*. Übers. von Jürgen Hoch. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 7–21.
- Bauman, H-Dirksen L. & Joseph J. Murray (2014): „Deaf Studies im 21. Jahrhundert: ‚Deaf-gain‘ und die Zukunft menschlicher Diversität“. Übers. von Trixi Bucker. In: *Das Zeichen* 96, 18–37.
- Butler, Judith (1991): „Von der Innerlichkeit zu den Performanzen der Geschlechtsidentität“. In: Dies.: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus dem Amerikan. von Kathrina Menke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 198–208.
- Butler, Judith (2002): „Performative Akte und Geschlechterkonstitution“. In: Uwe Wirth (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 301–320.
- Derrida, Jacques (2001): „Signatur Ereignis Kontext“. Aus dem Französischen von Werner Rappl. In: Ders.: *Limited Inc*. Wien 2001, 15–32.
- De Saussure, Ferdinand: „Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft“. In: Dieter Mersch (Hg.): *Zeichen über Zeichen*. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 1998, 193–215.
- Dietz, Yannick (2015): „Jenseits der zwei Welten – Deaf Power und Nichtidentität im intersubjektiven Raum“. In: *Das Zeichen* 99, 74–80.
- Grote, Klaudia; Horst Sieprath; Hannah Groninger; Irene Mittelberg; Thomas H. Schmitz & Klaus Willmes (2016): „Space, Body & DeSign – Ein DeafGain-Projekt zur Verbesserung der visuellen Wahrnehmung und der räumlichen Beschreibungskompetenzen taubloser Menschen“. In: *Das Zeichen* 102, 104–109.
- Hall, Stuart (1999): „Ethnizität: Identität und Differenz“. In: Jan Engelmann (Hg.): *Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies Reader*. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag, 83–98.
- Ladd, Paddy & Harlan Lane (2014): „‚Deaf Ethnicity‘ und ‚Deafhood‘ – Klärung zweier Konzepte und ihrer Beziehung zueinander“. Übers. von Gabriele Langer. In: *Das Zeichen* 96, 42–53.
- Uhlig, Anne C. (2012): *Ethnographie der Gehörlosen. Kultur – Kommunikation – Gemeinschaft*. Bielefeld: transcript.
- Vollhaber, Tomas (2012): „Akte der Verständigung. Deaf Studies und die Differenz von Präsentation und Repräsentation“. In: *Das Zeichen* 92, 536–553.
- West, Candace & Don H. Zimmerman (1987): „Doing Gender“. In: *Gender & Society* 1/2, 125–151.
- Žižek, Slavoj (2011): „Toleranz als ideologische Kategorie“. In: Ders.: *Gewalt. Sechs abseitige Reflektionen*. Hamburg: Laika-Verlag, 127–156.



Anna-Kristina Mohos ist Diplom-Gebärdensprachdolmetscherin und Studentin. Gerade hat sie ihr B.A.-Studium Ungarische Literatur und Kultur sowie Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin erfolgreich abgeschlossen und studiert nun im Studiengang Kulturen und Literaturen Mittel- und Osteuropas (M.A.), ebenfalls an der Humboldt-Universität.

E-Mail: anna-kristina.mohos@potsdam.de

Dieser Aufsatz wird demnächst auch in Gebärdensprache verfügbar sein. Der Link zum Video wird unter <https://www.idgs.uni-hamburg.de/forschung/publikationen/daszeichen.html> bzw. in der Juli-Ausgabe von DAS ZEICHEN veröffentlicht.